

Durch die Dunkelheit hindurch konnte ich meine Hand nur erahnen. Finstere Silhouetten reckten sich in den schwarzen Himmel. Leise knisterndes Laub verriet mir, dass ich nicht allein war. Ein Tier vielleicht? Wenn, dann müsste es groß sein.

Unter meinen Schritten gab der Waldboden ein wenig nach. Der Geruch von Erde und Tannennadeln stieg mir in die Nase. Meine Hand streifte etwas Rauhes. Ich griff danach und ertastete einen Baumstamm, der mit samtig weichem Moos bewachsen war. Die Dunkelheit löste sich auf, als ich eine Lichtung betrat.

Der runde Mond kämpfte sich zwischen zwei dichten Wolken hindurch. Nebelfetzen waberten über den Boden. Die feuchte Kälte der Nacht zog durch den dünnen Stoff meiner Kleidung. Ich erschauerte, trat noch einen Schritt vor. Etwas zog mich her, holte alte Erinnerungen wieder hoch.

Unverkennbar war dies ein Ort aus meiner frühen Kindheit. Der Geruch hatte sich tief in meinen Erinnerungen verankert. Aber ich konnte ihn in dem Dunst des Schlafes nicht zuordnen.

Die nachhallenden Kindheitsmomente reichten beinahe, um das positive Gefühl auszulösen, das ich mit dieser Umgebung verband. Doch mir stellten sich die Nackenhaare auf. Wartete dort eine Bedrohung auf mich?

Auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung raschelte etwas, als sich ein Schemen durch dichte Farngewächse bewegte. Ein Wolf trat zwischen Büschen hervor. Sein Blick heftete sich auf mich. Mein Herzschlag beschleunigte. Ich brauchte all meine Selbstkontrolle um ruhig stehen zu bleiben, denn in meinem Kopf hallte noch die Stimme aus der Wolfsdokumentation nach, die gerade erst im Fernsehen gelaufen war. Dann trat der Wolf langsam auf mich zu. Zwischen ihm und mir lagen maximal zwei Körperlängen. In der Dokumentation hieß es, dass sie die Nähe zu Menschen mieden.

Nun wich ich doch zurück, prallte gegen den Stamm eines Baumes. Ein Apfel fiel herab. Er landete genau zwischen mir und dem Wolf. Seine Ohren zuckten aufmerksam, schienen jedes Geräusch aufzunehmen. Nur noch wenige Meter trennten uns. Er betrachtete mich aus aufmerksamen grauen Augen.

Mein Wecker klingelte und riss mich aus dem Traum. Schlaftrunken wälzte ich mich auf die andere Seite des Bettes, und stellte den nervtötenden Alarm ab. Im Zwielflicht glaubte ich, den Schatten des Wolfes an meiner Wand zu sehen. Doch im nächsten Augenblick war er verschwunden und mit ihm die eisige Bedrohung, die sich in meiner Brust festgesetzt hatte.

Dann sank ich zurück in mein Kissen und starrte verschlafen an die Decke meines Schlafzimmers. Sie war rissig, fleckig und alt – renovierungsbedürftig. Dieses Zimmer sollte ich mir nach all den bisherigen Instandsetzungsmaßnahmen unbedingt als Nächstes vornehmen. Gähnend rieb ich mir die Augen und registrierte nach einem Blick aus dem Fenster, dass der Himmel längst hell war.

Ein Wolf.

Was kam da nun wieder auf mich zu?

Ich schluckte schwer und blickte unverwandt auf das Foto, das meine Nichte Anna mir unter die Nase hielt. Hoffentlich verriet meine Mimik mich nicht.

Sie grinste. „Wer ist der Mann auf dem Bild?“

Mein sechzehnjähriges Ich lachte mir unter einer komplizierten Hochsteckfrisur entgegen. Mein damaliger fester Freund Noah hielt mich im Arm und küsste mich auf die Wange. Er hatte die Augen geschlossen und sein dunkles glattes Haar hing ihm über die Ohren. Ein Hauch des Glücks, das ich damals erlebt hatte, streifte mich. Leider löste es in mir das Gefühl aus, als drehten sich meine Eingeweide von innen nach außen. Mittlerweile sollte ich darüberstehen und sagen können, dass es nur eine Jugendliebe war. Aber tatsächlich verlor ich kurz das Gleichgewicht auf dem Küchenstuhl, auf dem ich saß. Das, was wir damals hatten, hätte niemals enden sollen. Sein Anblick riss die nur schwerlich verheilte Wunde wieder auf und ließ mein Herz erneut bluten.

„Anna! Ich habe doch gesagt, du sollst ihr das nicht zeigen.“ Mama kam an den Tisch und streckte ihre Hand nach dem Foto aus.

„Ist schon gut.“ Schnell griff ich danach. „Das ist lange her.“

„Oh Mist, der Milchreis brennt an!“ Mama rannte wieder in die Küche, das Kind meiner älteren Schwester noch auf dem Arm.

„Milchreis gab es doch erst vor drei Tagen“, murmelte ich.

„Und am Tag davor auch“, brachte Anna ein.

„Deine Schwester war mal wieder nicht einkaufen.“ Der altbekannte Vorwurf schwang in ihrer Stimme mit.

Angewidert verzog ich den Mund. Die Verweigerungshaltung meiner Schwester Elena gegenüber dem Wocheneinkauf war absolut nachvollziehbar. Wir waren leidenschaftliche Einkaufsgegner. Ich würde sogar so weit gehen, zu sagen: In dieser Familie war das genetisch veranlagt. Mama hatte das Anti-Einkaufsgen zuverlässig an all ihre weiblichen Nachkommen weitergereicht. Selbst meine achtjährige Nichte Anna weigerte sich. Wir konnten sie nicht mal mit Zeitschriften oder Süßigkeiten locken uns in einen Supermarkt zu begleiten. Diese nachhaltige Abneigung war universell, denn sie betraf nicht nur den Lebensmitteleinkauf: Wir waren auch Möbel- und Kleidungseinkäufen gegenüber feindlich eingestellt, egal ob on- oder offline.

„Sag schon, wer das ist“, bettelte Anna. Sie drückte sich eng an mich und betrachtete das Bild.

„Das ist Noah.“ Meine Stimme verriet mich zum Glück nicht. Es ärgerte mich, dass mich dieses eine Foto wieder aus dem Gleichgewicht brachte. Immerhin war es schon acht Jahre her.

Ich legte das Bild auf den Esstisch vor mir und schenkte Anna ein Lächeln. Da war meine Kontrolle wieder. „Hast du Hausaufgaben auf?“

Sie ließ die Schultern hängen und warf mir durch ihre Brillengläser einen leidenden Blick zu. „Ich will keine Hausaufgaben machen. Schule ist blöd.“ Ihr langer Zopf peitschte durch die Luft, als sie sich mit verschränkten Armen schwungvoll zum Fenster umdrehte. „Ich lerne nicht für Mathe. Auch nicht mit dir. Das kannst du vergessen, Jule!“ Sie stampfte zwei Schritte vor und stützte schmollend die Ellbogen auf die Fensterbank.

Mit bebenden Fingern griff ich nach dem Foto und steckte es in meine Hosentasche, als Mama gerade nicht hinsah. Mit dem Baby auf dem Arm nahm sie den Topf Milchreis vom Herd.

„Bei Oma Lore hängt immer noch die Tüte von Bäcker Karl an der Haustür“, rief Anna und deutete aus dem Fenster. „Hat sie immer noch nicht gefrühstückt?“

Da ich Anna ohnehin nicht für ihre Hausaufgaben begeistern konnte, stand ich auf und warf ebenfalls einen Blick aus dem Fenster. Inzwischen war es halb eins. Die Brötchen, die jeden Morgen geliefert wurden, hingen tatsächlich noch am Griff der Haustür.

„Das ist ja merkwürdig.“ Mama tauchte in einer Duftwolke aus Zimt und Vanille neben mir auf und richtete ihren Blick ebenfalls auf das benachbarte Grundstück.

Oma Lore war Noahs Großmutter. Sie lebte schon in dem kleinen Häuschen nebenan, bevor meine Eltern hier eingezogen sind. Seit meiner frühesten Kindheit hatte Noah überwiegend bei ihr gelebt, später wahlweise bei ihr oder uns. Vor seinem Fortgang gab es praktisch keinen Zeitraum in meinem Leben ohne ihn.

„Hat sie heute einen Termin?“, fragte ich Mama.

„Darüber weiß ich nichts. Ich war gestern nicht bei ihr.“

Die Hintertür schwang auf. „Bin zurück. Kann mir jemand helfen?“ Elena rauschte mit drei vollen Lebensmitteltüten in die Küche.

Anna und ich sprangen auf, während Mama Milchreis in die Schüsseln füllte. Wir holten die übrigen Tüten und trugen sie ins Haus. Als ich in die Küche kam, hatte Elena Mantel und Stiefel ausgezogen und nahm ihr Baby, das eigentlich Adrian hieß, von uns allen jedoch meist nur „*das Baby*“ genannt wurde, auf den Arm. Sie schaukelte den Kleinen im Laufen hin und her und sumnte. Mit einem Kuss auf die Wange begrüßte sie mich. Ihr dunkelbraunes Haar trug sie zu einem strengen Pferdeschwanz und steckte in engen Jeans und einem alten T-Shirt. Das Baby hatte seinen Kopf auf ihre Brust gelegt und umarmte sie mit seinen kleinen Ärmchen.

Mama stand am Fenster und konnte ihren Blick nicht von der Tür des Nachbarhauses lösen.

„Ich gehe nachsehen“, sagte ich. Denn im Gegensatz zu ihr, die bald zurück in die Praxis musste, hatte ich heute bei der Arbeit die Spätschicht und konnte mir noch Zeit lassen.

„Danke“, kam es erleichtert von Mama.

Ich holte Oma Lores Haustürschlüssel aus dem Becherregal unserer alten Holzküche und verließ das Haus durch die Hintertür. Wie immer stand die Pforte zwischen unseren Grundstücken offen.

In letzter Zeit schien Lore ein wenig nachlässig mit ihrer Gartenarbeit zu sein. Das ganze Grundstück war übersät mit herabgefallenem Laub. Ihre Beete waren kaum mehr zu sehen unter all den Blättern.

Ich schloss Lores Hintertür auf und trat ein. Im Haus schlug mir der leicht muffige Geruch entgegen, der sich hier schon länger ausbreitete. Aus Gewohnheit streifte ich meine Schuhe im kleinen vollgestopften Flur, neben Lores Gartenschuhen, ab.

Mama versuchte, täglich einmal bei ihr reinzusehen. Nur manchmal schaffte sie es zwischen Arbeit und Omapflichten einfach nicht.

Die Küche lag unberührt im Halbdunkel vor mir. Kein kaffeeegeschwängelter Duft hing im Raum, der Herd war unbenutzt, die Stühle standen ordentlich am Küchentisch. Selbst der Linoleum-Boden mit den stilisierten grauweißen Kacheln war vollkommen sauber. Es wirkte, als sei sie gar nicht zu Hause.

Aus dem Schlafzimmer neben der Küche erklangen leise Geräusche.

„Lore?“, rief ich.

Nur ein leises Ächzen antwortete mir. Eilig folgte ich dem verhallenden Geräusch und stockte, als ich Lore auf dem Boden im Schlafzimmer sah. Sie starrte mich aus ihren blassen Augen an und bewegte den Mund, ohne dass etwas zu hören war.

Innerhalb von Sekunden hatte ich Mamas Handynummer gewählt. Sie ging sofort ran. „Komm schnell her“, bat ich.

Danach kniete ich mich neben Lore auf den Boden. Sie trug nur ein Nachthemd. Ihre Bettdecke war halb um sie gewickelt.

Ich griff nach ihrer Hand, mit der sie versuchte, mich zu greifen. „Bist du gestürzt?“, fragte ich langsam und deutlich. Sie war ganz kalt.

Lore nickte mit offenem Mund. „Ich habe ihn immer noch nicht gefunden“, hauchte sie. Dann schlossen sich ihre Augen.

„Wen?“ Ich runzelte die Stirn. In ihrem Leben gab es niemanden mehr. Ihre gesamte Familie war fort. Nur noch Noah und seine Mutter lebten. Noah hatte sich vor acht Jahren spurlos aus unserem Leben gestohlen und seine Mutter, ihre Schwiegertochter, sprach kein Wort mehr mit ihr.

Lore antwortete nicht mehr.

Die Haustür klackte. Mama war endlich da. „Lass mich durch.“

Automatisch erhob ich mich und machte ihr Platz. Sie war medizinische Fachangestellte und konnte mit der Situation besser umgehen als ich.

„Ruf den Notarzt“, wies sie mich an, als sie in die Hocke ging und anfang Lore zu untersuchen.

Während ich die Nummer wählte, starrte ich auf die Uhr auf dem Nachttisch. Mir rann ein Schauer über den Nacken. 13:35. Vermutlich lag Lore seit der Nacht oder dem frühen Morgen auf dem Boden. Mama hätte sich damals durchsetzen sollen, als sie mit ihr wegen eines Hausnotrufknopfes diskutiert hatte. Aber Lore hatte sich mit ihren einundachtzig Jahren noch zu jung und stark genug gefühlt, um einen solchen Schritt zu gehen.

Zwanzig Minuten später scharrten sich ein Notarzt und zwei Rettungskräfte in dem kleinen Schlafzimmer um sie. Lore wurde in den Rettungswagen gebracht und Mama stieg in ihr Auto, um hinterherzufahren. Während der Fahrt wollte sie ihre Kollegin anrufen, dass sie später kommen würde.

Als ich nach Hause zurückkam, sah Anna mich mit bleichem Gesicht an. „Stirbt Oma Lore?“

Ich begrüßte den Pförtner am Empfang und nahm die Treppen in den ersten Stock. Wie immer strahlte mich das blau glänzende „Bluenet“-Logo an der Wand des Treppenaufgangs des in die Jahre gekommenen Industriegebäudes an. Heute stimmte es mich etwas schwerlich auf die nächsten acht bis zehn Stunden meines Tages ein.

Der Schock über Lores Zustand saß mir noch in den Knochen. Die Rettungskräfte und der Notarzt zeigten sich zwar allesamt zuversichtlich, aber ich hatte ein merkwürdiges Gefühl, das ich einfach nicht loswurde. Außerdem hatte ich vergessen, ihr Zahnpasta einzupacken. Da sie jedoch, nach Auskunft des Arztes, erst einmal bewusstlos war, war das vermutlich gerade nicht allzu wichtig.

Ich öffnete die Brandschutztür unseres Stockwerks und tauchte in das geschäftige Summen des Callcenters ein. Meine Kollegin hatte unter dem Panoramafenster eine Sitzecke aus schwarzen Ledermöbeln eingerichtet, die nie genutzt wurde. Heute hingegen genossen eine junge Frau, in Jeans und Rüschenbluse, und ein etwas älterer Mann, in einem blass karierten Hemd, mit knallbunter Krawatte, die Aussicht auf das hässliche Industriegebiet von Christinenau. Sie lächelten mir zu.

Mit einem flüchtigen „Guten Morgen“ überspielte ich meine Überraschung und steuerte auf meinen Arbeitsplatz zu.

„Wieso bist du jetzt erst da?“, rief mir Johann zu, als er mit einem Schwung Unterlagen auf mich zueilte.

Ich legte meine Handtasche auf dem Schreibtisch ab und öffnete die Knöpfe meines Mantels. „Weil du mich am Freitag gebeten hast, heute erst zur Spätschicht zu kommen.“

„Habe ich nicht.“

„Wer war nochmal die unzuverlässigste Mitarbeiterin in diesem Büro?“, fragte ich provokativ.

„Ja, schon gut, du nicht. Komm direkt in den Besprechungsraum. Wir haben heute Bewerbungsgespräche.“ Er eierte mit seinem wackelnden Bauch, der maßgeschneiderten Hose und dem hellgrauen Hemd um die Ecke.

„Habt ihr schon Kaffee?“, rief ich ihm hinterher. Zum Glück hatte ich mich heute für den braunen Cordrock, eine weiße auf Brust und Kragen bestickte Bluse und kniehohe Lederstiefel entschieden. Es gab wenig, was mich wirklich ärgerte – aber nicht repräsentabel auszusehen, wenn mein Arbeitgeber präsentiert werden musste, gehörte dazu. Dafür nahm ich tatsächlich ein nervenaufreibendes, mehrere Stunden dauerndes Online-Shopping alle zwei Monate auf mich. Ich verstaute meine Tasche in der untersten Schublade, zupfte mein Halstuch zurecht und eilte Johann mit einem Notizblock und Stift hinterher.

„Ja“, rief Lina von irgendwoher. Vermutlich um die Frage mit dem Kaffee zu beantworten.

Ich fand sie neben Johann im Besprechungszimmer. Sie trug eine rote Bluse, die perfekt zu ihrem frisch gefärbten roten Buzz Cut und ihrem Brillengestell passte. Ihnen gegenüber saß eine mir unbekannte Frau.

Nachdem ich die Tür des Konferenzraums hinter mir geschlossen hatte, ging ich auf die Bewerberin zu und stellte mich vor. Zwanzig Minuten später verabschiedeten wir die Dame und wussten, wie man wunderbare New York Rolls zubereitete und dass wir eine andere Person für einen der beiden zu besetzenden Posten brauchten.

Vor einem Monat hatte die Geschäftsleitung uns endlich das Geld bewilligt, zwei weitere Mitarbeiter einzustellen. Einen davon sogar dauerhaft. Das war großartig, denn aktuell managten Lina und ich das Callcenter allein und ertranken in Aufträgen. Aber auch Johann, der Chef unserer kleinen Abteilung, hatte mehr Arbeit, als er in diesem Leben bewältigen konnte. Wir drei waren völlig aus dem Häuschen gewesen, als uns gleich zwei Mitarbeiter zugesprochen wurden.

Ich warf Lina einen Blick zu. „Wann musst du zu Hause sein?“ Es ging inzwischen auf halb drei zu. Wir hatten unsere Arbeit zwangsweise in zwei Schichten aufgeteilt und sie übernahm meistens die Frühschicht, da sie zwei junge Töchter hatte. Das bedeutete, sie war bereits seit sechs Uhr hier. „Sind deine Kinder versorgt?“

Wir verließen den Besprechungsraum für eine kurze Pause.

„Eigentlich bin ich seit viertel vor zwei weg. Ich rufe meine Mutter an.“ Lina kehrte an ihren Platz zurück und drückte eine der Schnellwahltasten. Dem nachfolgenden Gespräch entnahm ich, dass ihre Mutter beim Arzt saß. Lina legte auf und wählte direkt die nächste Nummer.

Ich hatte ihr gegenüber ein schlechtes Gewissen. Natürlich konnte ich nichts dafür, dass Johann vergessen hatte, uns über die Bewerbungsgespräche zu informieren. Allerdings war seine Entscheidung, uns beide in den Gesprächen haben zu wollen, auch nicht ganz nachvollziehbar. Er hätte entweder ohne mich anfangen oder Lina längst nach Hause schicken können.

Meine beiden Freundinnen grinsten mich von unserem Ensemble-Foto aus, dass ich mir an die Trennwand zu Lina gepinnt hatte, an. Malu, die weder durch ihre enorme Körpergröße noch durch die blonden Kringellocken bestach, sondern durch ihr fröhliches Naturell bezauberte. Und im Kontrast zu ihr stand Maja: zurückhaltend, blond, ausgesprochen intelligent und meist pessimistisch.

Das Foto erinnerte mich daran, dass ich schon seit Tagen nicht eine einzige Note auf meiner Harfe gespielt hatte. Dabei stand in zwei Wochen schon der nächste Auftritt an. Heute Abend, sobald ich zu Hause war, würde ich endlich wieder die Stücke üben, die wir für das nahende Konzert ausgesucht hatten.

Aus meiner Tasche holte ich mein Essen, klebte einen Zettel mit meinem Namen darauf und brachte es in den Kühlschrank. Ich räumte den Besprechungsraum auf und kümmerte mich anschließend um die beiden übrigen Bewerber.

Eine Stunde später waren wir uns einig, dass wir Franz Larsson, den Mann mit der bunten Krawatte, einstellen würden und die ungemütliche Rüschenblusen-Dame, wenn überhaupt zu einem zweiten Gespräch bitten würden. Nachdem sie so genervt gewesen war, weil sie so lange auf ihren Termin warten musste, fiel es uns schwer ein Bild von ihr zu machen. Leider hatten sich bisher nicht mehr Bewerber auf die Anzeige gemeldet.

Lina hatte nicht die Geduld sich auf die Nachbesprechung einzulassen, und eilte davon. Sie hatte inzwischen mit einer ihrer Töchter telefoniert. Diese hatte sich mehrfach widersprochen. Die zwei hielten sich gerade entweder allein in der Wohnung oder im Dönerladen zwei Straßen weiter auf.

Auf Johanns Bitte folgte ich ihm in sein Büro.

Ich setzte mich in einen der beiden Stühle vor seinem Schreibtisch. „Was ist los, Johann? Du bist im Moment so verzettelt.“

„Es ist einfach so viel Arbeit. Ich habe unendlich viele E-Mails, die ich beantworten muss. Das meiste sind lästige Kundenanfragen.“ Sein ungestyltes, dünnes, rotblondes Haar fiel ihm ins Gesicht.

„Ich kann mich in deinem Account anmelden und ein paar Nachrichten bearbeiten.“

„Würdest du das tun?“ Hoffnung leuchtete in seinen Augen auf.

„Klar. Wer sollte es denn sonst machen?“

„Ich markiere dir die entsprechenden Mails. Du musst nicht gleich alle bearbeiten. Erledige einfach so viele, wie du kannst.“

„Gut. Ich kümmere mich dann nach Schichtende darum.“

„Aber mach nicht zu lang.“

„Natürlich nicht.“ Ich hatte den Raum schon fast verlassen, da fiel mir Lore wieder ein. „Oma Lore ist heute Nacht gestürzt. Ich habe sie am Mittag in ihrem Schlafzimmer gefunden. Sie wurde bewusstlos ins Krankenhaus eingeliefert.“

„Wer?“

„Lore. Die nette Dame von nebenan, die den wunderbaren Butterkuchen backt, von dem du so schwärmst.“

„Ach, Lore.“ Er runzelte die Stirn. „Liegt sie im Koma?“

„Bis jetzt hieß es nur, dass sie bewusstlos ist. Mama weiß mehr. Es kann sein, dass Mama und ich die nächsten Tage häufiger zu ihr ins Krankenhaus müssen.“

„Okay“, war seine desinteressierte Antwort.

Ich rollte mit den Augen. Wie immer in unseren Gesprächen lag sein Fokus auf den Unterlagen auf seinem Arbeitsplatz.

Endlich zurück an meinem Schreibtisch, startete ich den Rechner sowie mein Headset und glitt in einen zähen arbeitsreichen Nachmittag hinüber. Zwischendurch schrieb ich Mama, ob es Neuigkeiten zu Lore gäbe, doch erhielt keine Antwort.

Gegen sechzehn Uhr trieb mich der Hunger in die Kaffeeküche. Als ich den Kühlschrank öffnete, starrte mir eine gähnende Leere entgegen. Mein Essen war weg! Wer klaute denn im Büro, den Snack einer anderen Person? Ich konnte es nicht fassen.

Wütend strich ich durch das Stockwerk, doch ich war allein. Die Anderen hatten schon Feierabend gemacht. Frustriert setzte ich mich wieder an meinen Platz und arbeitete mit knurrendem Magen weiter, während ich gegen die beginnende Müdigkeit ankämpfte, bis die Kaffeemaschine fertig war. So konnte ich mich wenigstens mit Kaffee und drei übrig gebliebenen Keksen aus den Bewerbungsgesprächen durch die nächsten Stunden retten.

Gegen zwanzig Uhr meldete ich mein Headset ab und widmete mich Johanns E-Mails. Er hatte extra einen Ordner mit meinem Namen angelegt, auf den ich von meinem Account aus zugreifen konnte. Die Nachfragen, die sich hier angesammelt hatten, waren teilweise genauso kompliziert wie die Gespräche, die ich über den Nachmittag geführt hatte und darum schaffte ich nur wenige. Inzwischen schien ich nicht nur allein auf der Etage zu sein, sondern vermutlich in der ganzen Firma. Es kam niemand mehr durch die Brandschutztür und als ich die Toiletten aufsuchte, waren auch die Putzwagen der Reinigungsfirma verschwunden und die Lichter gedimmt. Das Murmeln von Gesprächen, die in weit entfernten Zimmern geführt wurden, war ebenfalls verstummt. Nach zwanzig Uhr trieb sich meist nur noch der Nachtwächter im Gebäude herum. Das war zwar irgendwie gruselig, aber so konnte ich in vollkommener Ruhe arbeiten.

Es war spät, als ich heimkam. Meine kleine weiß-grau getigerte Katze Lille maunzte bereits kläglich auf der Innenseite der Hintertür, als ich den Schlüssel ins Schloss meines kleinen Häuschens schob.

Knarrend öffnete sich die Tür. Lille schubberte sich an mir und sprang dann in die Dunkelheit. Anton, ihr dreibeiniger weißer Bruder folgte ihr gemächlich bis zur Tür und wartete, bis ich ihm den Kopf getätschelt hatte. Zufrieden trat er über die Schwelle, um auch in dieser Nacht die Hackordnung in der Straße für sich zu beanspruchen.

Das flauschige Geschwisterpaar war, kurz nachdem ich mir das Haus gekauft hatte, bei mir eingezogen. Meine Freundin Lisa hatte sie mir vom Gnadenhof ihrer Mutter mitgebracht.

Ich schloss die Tür hinter den Katzen ab und ging ins Bad, um mich auszuziehen. In meiner Rocktasche fand ich das Foto von Noah. Es war inzwischen noch zerknitterter. Vorsichtig strich ich es glatt und nahm es mit hinüber, als ich in

Unterhemd und Leggings in die Küche ging. Dort legte ich das Foto auf der Arbeitsplatte ab und öffnete den Kühlschrank.

Zwei Eier, ein Kohlrabi und eine halbe Packung Toastbrot fristeten dort ihr trauriges Dasein. Ich zog die Toastbrotpackung aus dem Kühlschrank und betrachtete die Scheiben misstrauisch, durch die durchsichtige Verpackung. Nach eingehender Untersuchung fand ich blaue Schimmelflecken an zwei der Scheiben und entsorgte sie im Mülleimer.

Die Uhr an meinem Backofen zeigte halb zehn an. Einen Moment lang überlegte ich, noch einmal in meinen Wagen zu steigen und fix nach unten in den Dorfladen zu fahren. Aber der hatte vor zwei Wochen seine Öffnungszeiten geändert und ich war mir nicht mehr sicher, ob er noch aufhatte. Außerdem wollte ich eigentlich nicht mehr raus.

Mein Magen knurrte.

Unvermeidlich wanderte mein Blick wieder zum Foto. Die Erinnerung an Noahs Lippen trug mich zurück in den Moment. Es war auf Elenas Hochzeit gewesen. Dort hatte ich den Brautstrauß gefangen. Daraufhin hatte Noah mir geschworen, er würde für immer bei mir bleiben. Damals hatte ich ihm geglaubt, da ein Leben ohne ihn unvorstellbar war. Ich hatte es geliebt, mit der Hand durch sein dunkles Haar zu streichen und meinen Kopf an seine warme Brust zu lehnen. Als das Foto von uns geschossen wurde, lag seine Hand auf meinem Rücken. Mir war, als könnte ich sie dort gerade spüren.

Mein Handy vibrierte und riss mich aus der Erinnerung. *„Keine Neuigkeiten von Lore. Ich kann mich morgen nach ihr erkundigen, aber da wir keine Angehörigen sind, werden wir keine Auskunft erhalten.“*

Ich ließ die Schultern hängen. Diese Nachricht traf mich sehr. Auch wenn ich Lore noch immer übelnahm, dass sie sich nicht zwischen Noah und seinen Vater gestellt hatte, war sie für uns doch irgendwie immer Teil der Familie gewesen. Ein flaues Gefühl breitete sich in meiner Magengegend aus, als die Erkenntnis, sie könnte bald nicht mehr da sein, in mir reifte.

„Ich werde morgen mit Noahs Mutter sprechen“, tippte ich.

„Mach das.“

Wir wussten beide, dass das überflüssig war, aber als Witwe von Noahs Vater, war sie Lores nächste lebende Verwandte. Im Prinzip müsste sie ja schon längst informiert sein, oder?

Ein frustrierter Laut entwich mir. Das brachte alles nichts. Im Garten waren noch Kartoffeln. Es war zwar dunkel und sie steckten noch im Boden, aber es half ja nichts. Wenigstens diesen einen Punkt auf meiner Liste musste ich ja heute irgendwie noch abarbeiten: Essen. Herzlich gern würde ich lieber bestellen, aber es war bereits zehn und die paar Lieferdienste, die bis hierher liefern würden, fuhren nach zehn nicht mehr so weit raus.

Gerade griff ich nach meinem Handy und wollte mich zur Terrassentür aufmachen, als es an der Tür klingelte. Überrascht machte ich mich auf zur Vordertür und wunderte mich ein zweites Mal, als Maja davor stand. Sie hatte zwei Pizzakartons, ihren Geigenkoffer und einen prall gefüllten Rucksack dabei.

Sie lächelte mich schief aus ihrem Sommersprossen-Gesicht an, als ich ihr öffnete. „Hi. Ich bringe dir eine Pizza mit Schinken, Salami, Pilzen und Ananas. Genauso wie du sie magst.“

„Oh wie toll! Wenn du nicht gekommen wärest, hätte ich jetzt noch Kartoffeln ausgraben müssen.“ Ich umarmte sie und bat sie herein.

„Also ehrlich gesagt, bin ich nicht nur deshalb hier.“ Ihre sonst immer fein säuberlich hochgesteckte Frisur war verrutscht und mehrere Strähnen ihres blonden Haares hingen ihr ins Gesicht. Sie war sonst nie nachlässig mit ihrem Aussehen und ich glaubte, einen Hauch Traurigkeit in ihrem Blick zu lesen.

„Natürlich nicht. Es ist Montagabend und sonst liegst du eigentlich schon im Bett.“ Ich legte ihr die Hand auf die Schulter, weil ich das Gefühl hatte, sie könnte ein wenig Trost gebrauchen.

„Ich habe mich schon wieder mit meinem Chef gestritten. Das zehnte Mal in nur vier Wochen. Aber dieses Mal war es schlimmer ... Ich habe gekündigt.“ Sie legte die Pizzakartons auf das Sideboard neben den Garderobenhaken und drehte sich zu mir um. Ihre Hände zitterten und ihre Lippen bebten.

„Maja“, sagte ich leise und nahm sie noch einmal in den Arm.

Sie schluchzte. „Und als ich nach Hause kam, hatte ich ein riesiges Loch in meiner Schlafzimmerwand. Der Nachbar hat wohl einen Handwerker wegen eines Wasserschadens gerufen und der hat die Wand aufgerissen. Nun fehlen ihm die Ersatzteile, die er braucht, um den Schaden zu beheben und die Wand wieder zuzumachen. Es soll bis morgen fertig sein, aber ich weiß nicht, wo ich bis dahin bleiben soll. Ich will nicht in meiner Wohnung sein, wenn der Nachbar auf der anderen Seite des Loches schläft. Und mit Margarete spreche ich im Moment nicht.“

Sie geriet in einen Redefluss, steigerte sich in die Situation hinein.

„Ist ja gut“, beruhigte ich sie und strich ihr langsam über den Rücken.

„Da du meine einzige Freundin mit Gästezimmer bist, wollte ich dich fragen, ob ich bei dir übernachten kann.“

Ich war nicht nur ihre einzige Freundin mit Gästezimmer, sondern ihre einzige Freundin überhaupt. Aber diesen Gedanken behielt ich für mich. „Natürlich kannst du heute Nacht hierbleiben. Zieh die Jacke aus und komm rein. Hast du alle deine Wertsachen dabei?“

„Habe ich.“ Klar hatte sie alles dabei, schließlich hatte sie ihre Geige mitgebracht. Außer ihrem Instrument und der Perlenkette ihrer Großmutter Margarete, die sie ständig trug, obwohl die zwei aktuell in einem heftigen Klinsch lagen, besaß sie nichts von Wert. Abgesehen von ihren Sparkonten.

„Ich decke uns schonmal den Tisch.“

„Mach dir wegen mir bitte keine Umstände.“

„Wir brauchen eine Kerze, gute Musik und etwas zu trinken.“ Nur wenige Handgriffe später, war alles vorbereitet.

Maja war eine sehr stille und zurückgezogen lebende Person. Ich war froh, dass ich sie kannte. Vermutlich hätte ich meine Trennung von Noah damals nicht durchgestanden, wenn sie nicht dagewesen wäre.

Es war äußerst untypisch für sie, sich überhaupt zu streiten, obwohl sie mitunter einen recht gefühlskalten Eindruck vermitteln konnte. Dass es nun so oft vorgekommen war, wunderte mich sehr. Allerdings hörte ich heute zum ersten Mal davon, weil sie ihre Probleme mal wieder viel zu lange für sich behalten hat.

Sie folgte mir mit den Pizzakartons in den Händen.

Ich startete meine Chopin-Playlist, weil Maja seine Musik liebte, und spielte sie über die kleinen Lautsprecher ab. Maja setzte sich und wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Danke, dass du mich hier sein lässt. Das war ziemlich viel für mich.“ Sie öffnete einen Pizzakarton und reichte ihn mir. „Das ist deine.“

Geduldig wartete ich darauf, dass sie von selbst anfang zu erzählen. So stand ich auf, um zwei Gläser und eine Flasche Wasser auf den Tisch zu holen.

Maja klappte ihren Karton auf und zog den Kopf überrascht zurück. „Ich hätte nicht gedacht, dass sie noch so heiß ist. Da brauche ich Besteck.“ Sie stand wieder auf. „Bleib sitzen. Ich hole es.“

Ich roch an meinem Essen. Herrlich! Mein Magen knurrte ein weiteres Mal aufdringlich. Seit dem kalten Milchreis heute Mittag, den ich mir noch schnell einverleibt hatte, nachdem Lore ins Krankenhaus gebracht worden war, hatte ich nur drei Kekse gegessen.

Maja kam zurück und hielt fragend das Foto von mir und Noah hoch.

Ich zuckte mit den Schultern und nahm ihr das Besteck ab, das sie mir mitgebracht hatte. „Anna hat es in einem Fotoalbum gefunden.“ Gierig machte ich mich über mein Essen her.

„Wie lange das schon her ist.“

„Ewig.“

„Es hat sicher trotzdem alles wieder aufgewühlt, oder?“, fragte sie. Maja verzog ihr Gesicht zu einem Lächeln, das ihr Mitgefühl ausdrücken sollte. Es wirkte sehr unbeholfen, aber ich kannte die Geste inzwischen von ihr.

„Ist egal. Hauptsache ihm geht es gut und er führt ein wunderschönes Leben.“ Zumindest hoffte ich genau das für ihn.

„Du liebst ihn immer noch.“ Ein leiser Vorwurf begleitete ihre Aussage.

„Möchtest du nicht erzählen, was passiert ist?“, wechselte ich das Thema.

Sie sah mich noch eine Weile an. Immer noch gab sie sich Mühe den verständnisvollen Eindruck zu mimen, weil sie inzwischen begriff, dass er erwartet wurde. Doch ich wusste, dass sie nicht verstehen konnte, warum ich ihm in diesem Ausmaß hinterher getrauert hatte. Ihr waren tiefe zwischenmenschliche Gefühle ein Buch mit sieben Siegeln. Was der Grund für ihre Zurückgezogenheit war. Darum liebte sie Lohnsteuerjahresausgleiche und Noten. Beide sprachen eine klare, verständliche Sprache.

Ihr Gesichtsausdruck änderte sich, als sie meiner Aufforderung nachkam. „Während meines Urlaubs sind wichtige Vertragsunterlagen verloren gegangen. Janosch meint, es wäre meine Schuld gewesen. Aber ich war ja gar nicht da. Wenn ich da gewesen wäre, wären keine Unterlagen verschwunden.“

Ich nickte. Bei ihr kam nichts weg. Sie arbeitete alles, was ihr auf den Schreibtisch kam, sorgfältig ab. Türmten sich Aufträge auf ihrem Tisch, nahm sie alle gewissenhaft wahr und sortierte sie nach Dringlichkeit. Kam zwischendurch ein Kollege an ihren Schreibtisch und entwendete einen der Fälle, den sie bereits geistig erfasst hatte, ohne ihr Bescheid zu geben, durchsuchte sie tagelang das Büro danach.

„Seit Janosch das Steuerbüro übernommen hat, ist die Situation nicht mehr auszuhalten. Er bringt alles durcheinander und überall breitet er seine Sachen aus: Fahrradhelme, Kaffeebecher, Regenjacken, Rucksäcke, leere Flaschen, halbvolle Gläser mit unterschiedlichsten Getränken. Und auf jedem Tisch lässt er Unterlagen in verschiedenen Bearbeitungszuständen zurück und beschäftigt sich einfach nicht weiter mit ihnen.“ Ihre Stimme bebte. „Die sind mitten im Vorgang und er lässt sie liegen!“

„Das muss schwer für dich zu ertragen sein.“ Automatisch stellte ich mir Maja in ihrem Büro am Rande eines Nervenzusammenbruchs vor. Auf Unordnung reagierte sie ausgesprochen empfindlich. Zu einem gewissen Grad konnte ich ihre Empörung nachvollziehen. So arbeitete man einfach nicht. Kollegen sollten sich wertschätzen und unterstützen.

„Ich wünschte, sie hätten uns weiter im Home-Office arbeiten lassen. Dann wäre das nicht passiert.“ Sie starrte mit dem Besteck in der Hand auf ihre Pizza und erinnerte mich an einen Arzt, der kurz davorstand, eine Autopsie durchzuführen.

„Wahrscheinlich nicht. Trotzdem ist es gut, dass du aktiv geworden bist. Länger wäre es ohnehin nicht gut gegangen.“

„Aber was mache ich jetzt? Bei eigener Kündigung bin ich doch gesperrt und bekomme kein Geld.“

„Vermutlich muss dein Fall erst einmal genauer betrachtet werden und dann könnte man über eine Aufhebung im gegenseitigen Einvernehmen sprechen.“

Maja schüttelte den Kopf. „Er wirft mir ja vor, dass ich an allem schuld bin.“

„Dann musst du klagen.“

„So lange ich das mache, bekomme ich aber trotzdem kein Geld. Und wir wissen nicht, ob ich am Ende Recht behalten werde.“

Ich seufzte. Die Situation war nicht so einfach. „So, wie ich dich kenne, hast du doch sicherlich Rücklagen, von denen du ein paar Wochen leben kannst.“

Sie nickte langsam und schnitt sich ein Stück Pizza ab. „Aber dann?“

„Dann suchst du dir einen neuen Job.“

„Wo denn? Mich nimmt doch niemand, weil ich so eigenartig bin.“

„Alle wollen jemanden wie dich! Wir brauchen zum Beispiel einen Mitarbeiter, der so gewissenhaft ist, wie du.“

„Im Callcenter?“

„Du weißt doch, wir nerven die Leute nicht mit unerwünschten Anrufen. Wir sind da, um zu helfen. Die Geschäftsführung erlaubt uns, zwei neue Mitarbeiter einzustellen. Einen dauerhaft und einen für zwei Jahre. Eine Person soll uns nur im Callcenter unterstützen und die Zweite soll dem Callcenter und Johann aushelfen.“

„Also eine Mischung aus Assistenz und Kundendienst?“ Sie schob endlich etwas von der Pizza in den Mund.

„Genau. Du kannst ja drüber nachdenken.“

„Werde ich.“ Sie sah mich eine Weile nachdenklich an. „Was beschäftigt dich?“ Sie kannte mich viel zu gut, um zu übersehen, dass meine Gedanken nicht nur bei ihr waren.

Ich legte das Besteck zur Seite und starrte auf die zweite Hälfte der Pizza. „Wir haben Oma Lore heute Mittag gefunden. Sie ist aus dem Bett gefallen und ist seither bewusstlos.“

„Ach du meine Güte!“ In Majas Blick spiegelte sich das Entsetzen, das ich fühlte. „Dann wirst du morgen ins Krankenhaus fahren?“

„Vermutlich schon. Ich habe wieder Spätschicht, da kann ich vorher zu ihr. Aber vor allem, muss ich bei Noahs Mutter Bescheid sagen.“

„Oh. Na das wird ja nichts werden.“

„Drück mir einfach die Daumen.“

3

Dichtes Laub raschelte unter meinen Füßen, als ich die letzten Schritte durch den Wald ging. Hinter den Bäumen konnte ich schon mein Haus erkennen. Die kalte Luft hatte mich heute früh zu einem Morgen-Spaziergang hinaus gelockt. Nach den Ereignissen des vergangenen Tages tat es gut einmal tief durchzuatmen.

Zuhause kam mir Maja im Erdgeschoss entgegen. Sie hatte eine Tasse Tee in der Hand. „Du hast ja gar kein Essen im Kühlschrank.“

„Doch. Zwei Eier, einen Kohlrabi und zwei halbe Pizzen.“ Grinsend wickelte ich mir den Schal vom Hals.

In Ermangelung einer Alternative frühstückte ich Pizza mit Kaffee und Maja entschied sich für Pfefferminztee mit Butterkeksen. Wo sie diese noch nicht abgelaufene Packung Gebäck gefunden hatte, war mir ein Rätsel.

Anschließend verabschiedeten wir uns und während Maja in ihre Wohnung aufbrach, um nach dem Rechten zu sehen, fuhr ich mit einem mulmigen Gefühl im Bauch ins Dorf. Im Schrittempo rollte ich durch den Schmiedegang, in dem Noahs Mutter lebte. Diese Straße mied ich seit Jahren. Natürlich konnte ich Noahs Mutter nicht permanent aus dem Weg gehen, aber zum Glück hatte sie genauso wenig Interesse an einem Gespräch mit mir, wie ich mit ihr. Sie würdigte mich nie auch nur eines Blickes und der Supermarkt, in dem sie arbeitete, lag zum Glück in einer Ortschaft, in der ich nie einkaufen ging.

Die Fahrt durch diese Gasse löste ein vertrautes, aber unwillkommenes negatives Gefühl aus. Ich parkte am Straßenrand vor ihrem Haus und stieg aus. Der Garten war penibel unkrautfrei. In den Fugen des Gehweges war nicht mal ein Fitzelchen Moos oder Gras zu entdecken und das Fenster der Haustür sowie alle Fenster der Hausfront glänzten.

Ich biss mir von innen auf die Wange und drückte auf den Klingelknopf. Zehn Uhr. Sie würde wohl hoffentlich wach und da sein. Vielleicht hatte ich ja Glück und ihre Schicht begann erst später. Sonst müsste ich nochmal herkommen und darauf hatte ich nun wirklich keine Lust. Zumindest ihr Wagen stand in der Einfahrt. Mein Blick schweifte an der Haustür vorbei zum Nachbarhaus, während ich wartete.

Nach zwei Minuten klingelte ich noch einmal.

Dieses Mal öffnete sie, in grauem Kapuzenpulli und enger Jeans. Die Haare immer noch wenige Millimeter kurz und hellblond gefärbt. Ihre zusammengepressten Lippen und ihr kalter Blick, machten mir unmissverständlich klar, dass sie ungern öffnete. „Was willst du?“

„Lore ist gestern gestürzt und musste ins Krankenhaus eingeliefert werden“, sagte ich schnell. „Sie war bis spät am Abend nicht bei Bewusstsein.“

„Interessiert mich nicht.“

„Du bist ihre nächste lebende Verwandte.“ Ich versuchte in ihrer Mimik irgendetwas anderes als Verbitterung zu erkennen. Aber da war nichts. Sie stand

leicht in den Flur abgewandt da, die Tür schon wieder halb geschlossen. Alles an ihr drückte Abweisung aus.

„Bin ich nicht und das weißt du.“ Noahs Mutter knallte die Tür zu und verschwand wieder im Haus.

Ich ließ enttäuscht die angehaltene Luft entweichen. Sie sprach von Noah, aber den konnten wir nicht erreichen. Der Rufton meines Handys ertönte und ich nahm den Anruf entgegen, als ich mich meinem Auto zuwandte.

„Lore ist wieder wach, aber sie redet wirres Zeug,“ teilte Mama mir ohne Begrüßung mit.

Eine Welle der Erleichterung durchflutete mich. „Bist du im Krankenhaus?“

„Ich verlasse es gerade. Eigentlich arbeite ich seit zwei Stunden. Die haben keine Unterwäsche von Lore. Keine Ahnung, warum sie die jetzt haben wollen. Vermutlich, damit sie sich richtig anziehen kann, sobald es ihr besser geht“, sagte Mama.

„Ich kann mich um die Wäsche kümmern. Brauchen sie noch etwas?“

„Zwar wäre ein Angehöriger großartig, aber das Krankenhaus behandelt sie im Rahmen seiner gesetzlichen Möglichkeiten. Diese sollten nach Aussage des Stationsarztes ausreichen, um sie wieder auf die Beine zu kriegen.“

„Gut, denn einen Angehörigen müssten wir uns erstmal basteln.“

Mama seufzte und ich konnte mir gut vorstellen, wie sie gerade mit den Augen rollte. „Danke für die Hilfe. Bis später.“

Ich legte auf und fuhr weiter zum Haus meiner Familie. Elena lag gerade mit dem Baby im Wohnzimmer auf dem Fußboden. Der Kleine biss begeistert in sein Elefantenkuscheltier, während seinem Mund interessante, durch den Stoff gedämpfte Geräusche, entwichen. Wir begrüßten uns flüchtig und ich holte wie gestern Lores Schlüssel aus dem Becherregal.

Das Laub auf Lores Grundstück war zusammen geharkt worden. Vermutlich hatte sich mein Schwager darum gekümmert.

Zielstrebig ging ich in ihr Schlafzimmer und packte eine kleine Tasche mit Unterwäsche. Da ich schon mal hier war, warf ich noch Zahnbürste und Zahnpasta hinein, um diesen Punkt auf meiner eigenen geistigen Liste abzuarbeiten. Mit der Tasche über der Schulter wollte ich zurück zur Hintertür, stieß jedoch versehentlich mit ihr gegen den Ablagestapel auf Lores Küchentisch. Ein ganzer Schwung Papiere segelte zu Boden.

Genervt stellte ich die Tasche ab und bückte mich, um alles wieder aufzuheben. Mein schlechtes Gewissen meldete sich, als ich ihre Rechnungen wieder sauber stapelte. Doch dann hatte ich auf einmal ein anderes Schreiben in der Hand. Noahs Name blitzte auf und ich sah mich außer Stande meinen Blick abzuwenden. Vorsichtig faltete ich den Brief auf. Es war eine Einwohnermeldeamtsanfrage.

Das Schreiben war an Lore adressiert. Sie hatte Noahs Adresse herausfinden wollen. Ein ungeöffneter Briefumschlag, adressiert in Lores Handschrift an die im

Antwortschreiben mitgeteilte Adresse lag direkt darunter. Ein Aufkleber von der Post, mit der Mitteilung „*unbekannt verzogen*“, klebte darauf. Also stimmte diese Adresse auch nicht. Aber es war ein Anhaltspunkt.

Sie hatte begonnen ihn zu suchen. Das Schreiben vom Einwohnermeldeamt war etwas mehr als eine Woche alt. Überrascht ließ ich die Papiere sinken. Ob sie eine neue Anfrage gestellt hatte? Mama erwähnte doch, sie brauchten einen Angehörigen. Kurzerhand fotografierte ich das Schreiben mit seiner letzten bekannten Adresse.

Dann legte ich alles zurück, schloss ab und kehrte in unser Haus zurück. Ich nahm mir einen Moment Zeit für ein Gespräch mit meiner Schwester und knuddelte meinen Neffen. Die Schwere seines kleinen Körpers an meiner Brust berührte erneut die tiefe Sehnsucht nach einem eigenen Kind. Sein Lächeln brachte mich selbst zum Grinsen und ich wünschte mir, ich könnte irgendwann mein eigenes kleines Baby in den Armen halten. Vorausgesetzt, meine Gynäkologin hätte morgen gute Nachrichten für mich.

„Du bist seine Lieblingstante“, sagte Elena.

„Natürlich bin ich das.“ Mein Schwager hatte noch zwei Schwestern, aber die mochte das Baby nicht so gern wie mich.

„Ach, Jule, mir fällt noch was ein. Stephan erinnert mich schon die ganze Zeit daran, dass ich dir noch etwas Wichtiges sagen soll.“ Sie holte dramatisch Luft, bevor sie weitersprach. „Offensichtlich wird in der Gegend gerade viel gestohlen. Hauptsächlich Rasenmäher und gutes Werkzeug. Also Bohrmaschinen und so ein Zeug.“

„Aha.“ Ich schnitt Grimassen für das Baby und freute mich über sein Grinsen.

„Er meint, du sollst deinen Rasenmäher einschließen, wenn du kannst.“

„Geht klar.“ Schweren Herzens verabschiedete ich mich von dem Kleinen und stand auf. „Ich muss los. Heute kann ich nicht mit Anna lernen.“

„Okay.“

Elena winkte mit dem Baby auf dem Arm von der Haustür aus, bis ich das Auto rückwärts die Auffahrt hinunter manövriert hatte. Ich fuhr zum Krankenhaus in Christinenau, um Lores Sachen abzuliefern. Am Empfang leitete man mich direkt auf die Intensivstation weiter. Ich fand eine freundliche Pflegerin, die mir Lores Kleidung abnahm, und mir gestattete einen Moment zu ihr hinein zu gehen. Ganz blass und schwächling lag sie in dem großen Bett, angeschlossen an mehrere Monitore und Geräte, die fleißig blinkten. Einige dünne Kabel und Schläuche führten von ihnen fort an ihre Arme und einige auch unter die Decke.

Vorsichtig strich ich ihr über die kalte Wange. Wenn die Geräte um sie her nicht beständig das Leben in ihr anzeigen würden, könnte man glatt denken, dass sie tot war. Eine kalte Beklemmung legte sich um meinen Hals.

Die Tür ging auf und die Pflegerin von eben erschien neben mir.

„Alles gut?“ Sie lächelte mich freundlich an.

Automatisch erwiderte ich das Lächeln. „Sie tut mir einfach nur leid.“

„Sind Sie eine Angehörige?“

„Nein. Lore ist schon seit Ewigkeiten die Nachbarin meiner Eltern. Wir verbringen viel Zeit mit ihr.“

„Leider liegen uns keine Unterlagen zu ihr vor. Wissen Sie, ob es eine Patientenverfügung gibt?“

Enttäuscht schüttelte ich den Kopf. Wir verbrachten zwar viel Zeit mit ihr, aber über wichtige organisatorische Dinge sprach sie nicht mit uns. „Es gibt hier leider keinen Angehörigen, der sich um sie kümmern könnte.“

„Das ist sehr schade. Sollte sich noch jemand melden, wäre es großartig, wenn diese Person kommen und Unterlagen unterschreiben könnte.“

Ich nickte und verabschiedete mich, um in die *Zuckerperle* zu fahren.

„Da bist du ja endlich mal wieder!“, rief Malu vom Tresen weit hinten im Café aus. „Setz dich. Lisa kommt auch gleich. Schwarzer Kaffee?“

„Gerne.“ Ich trat ein in die angenehme Atmosphäre aus Pflanzen, Antiquitäten, Nippes, unterschiedlichen Kaffeespezialitäten und der wundervollsten Wohlfühl-Food-Auswahl, die man sich nur ausmalen konnte. „Hast du auch was Leckeres mit Schokolade da?“

„Aber natürlich!“

Automatisch steuerte ich auf unsere Biedermeiersofa-Ecke hinter Malus Klavier und neben dem stattlichen Ficus zu. Mit einem wohligen Seufzen ließ ich mich in das bequeme Möbelstück fallen und lehnte mich mit geschlossenen Augen zurück.

Die Tür ging ein weiteres Mal auf und ich öffnete verwundert die Augen, als das Sofa sich neben mir leicht absenkte.

Lisa grinste mich fröhlich an. Ihr beneidenswert langes braunes Haar hatte sie zu einem lockeren Pferdeschwanz im Nacken zusammengebunden. Sie legte einen schwarzen Fahrradhelm auf das Sofa neben sich und zog ihre Trainingsjacke aus. Darunter trug sie einen pinken Hoodie zu einer ausgewaschenen Jeans.

Nachdem ich ebenfalls meinen Mantel ausgezogen hatte, begrüßten wir uns mit einer leichten Umarmung.

Malu brachte einen Schoko-Latte für Lisa. Die zwei waren so eng befreundet, dass Malu immer wusste, was Lisa trinken wollte, ohne dass sie es sagen musste. Man konnte ihre Verbundenheit eigentlich schon als Symbiose bezeichnen.

Für mich brachte sie einen schwarzen Kaffee und einen Schokodonut.

„Ich habe nicht viel Zeit. Heute bin ich allein, weil Mama einen Banktermin hat. Bring mich mal schnell auf den aktuellen Stand.“ Ein wenig atemlos setzte Malu sich neben uns an den Tisch, nachdem Lisa und ich ein Wangenküsschen von ihr erhalten hatten. Malu und ihre Mutter hatten das gemütliche Café-Bistro gegründet und führten es allein mit einer bewundernswerten Leidenschaft. Nun, beinahe allein.

Malus Onkel, Karl, hatte seine Bäckerei nebenan und steckte irgendwie auch mit drin.

Ich erzählte, was mit Lore passiert war.

„Sie ist also wach, aber verwirrt?“, fragte Lisa berührt.

Ich nickte.

„Wie schrecklich!“

Mein Kaffee schien einen bittereren Beigeschmack zu haben als sonst. „Heute früh habe ich Noahs Mutter informiert, aber sie will damit nichts zu tun haben.“

Malu schnaubte verächtlich und murmelte leise einen Satz, in dem die Wörter *Person*, *Niedertracht*, *Hölle* und der Name von Noahs Mutter eine tragende Rolle spielten. Das meiste war jedoch akustisch schwer zu verstehen.

„Kein Wunder“, bemerkte Lisa. „Noahs Mutter war ja schon schlecht auf Lore zu sprechen, als sie Noah noch bei sich wohnen ließ. Nachdem sein Vater dann völlig eskalierte und Noah wegging, war die familiäre Akzeptanz dann ganz verschwunden.“

Ich schüttelte den Kopf, weil ich das Verhalten von Noahs Mutter unmöglich fand. „Lore hat die ganze Zeit versucht, Noahs Vater zu helfen, bis er letztes Jahr starb. Und anscheinend hat sie auch schon seit einer Weile versucht, Noah ausfindig zu machen.“ In kurzen Worten schilderte ich den versehentlichen Fund der Einwohnermeldeamtsanfrage.

„Dann musst du ihre Suche fortführen“, rief Malu. „Die arme Lore braucht ihn jetzt.“

„Aber vielleicht will er ja gar nicht gefunden werden“, hielt ich dagegen. Zu gut konnte ich mich daran erinnern, wie es war, als er ging. Er hatte die Fassung bewahrt, aber seine Entscheidung durchzuziehen, war ihm schwergefallen. Das hatte er mir mit gebrochener Stimme mitgeteilt, bevor er ging. Obgleich es für mich keine Worte gebraucht hätte ihm das anzusehen. „Noah ist gegangen, weil er gemerkt hat, dass er Verhaltensweisen entwickelt, die ihm schaden, Malu. Er ist nicht nur geflohen, um seinem Vater zu entkommen, oder um Abstand zu gewinnen, sondern auch um sich helfen zu lassen. Wenn er zu uns Kontakt gehalten hätte, dann würden die unverarbeiteten Verhältnisse zu seinen Eltern und seiner Großmutter ihn wieder belasten.“

„Das weiß ich doch. Aber sie braucht ihn nun. Stell dir vor, Lore verliert wieder das Bewusstsein, fällt ins Koma, wird am Leben erhalten, obwohl sie es nicht will, oder die Geräte werden abgeschaltet, ohne dass ein Verwandter darüber entscheiden konnte. Stelle dir vor, Noah taucht in fünf oder zehn Jahren wieder hier auf- willst du ihm dann erklären, dass seine Omi tot ist? Weil du dich geziert hast, eine lächerliche kleine Anfrage zu stellen?“

„Ich weiß nicht, ob ich als Verwandte gerne in der Situation wäre, solch eine Entscheidung treffen zu müssen.“ Lisa griff bedrückt nach ihrem Getränk.

Malu lehnte sich mit verschränkten Armen zurück. „Ginge es um meine Oma, würde ich wissen wollen, wenn sie hilflos im Krankenhaus läge. Auch wenn ich den Kontakt abgebrochen hätte. Und davon mal abgesehen, haben wir Lore doch alle gern und wünschen uns nur das Beste für sie. Sie ist eine von den Guten!“

„Und Noah hat betont, dass er seine Oma nicht hasst oder böse auf sie ist“, erinnerte sich Lisa. Womit sie Recht hatte. Es war ein notweniges Übel gewesen.

Eine Gruppe von Kunden trat ein. Malu setzte ein Lächeln auf und erhob sich.

Lisa und ich unterhielten uns noch eine Weile über Kleinigkeiten. Malu schaffte es nicht mehr, an den Tisch zurückzukehren. Immer wieder ging die Tür zum Café auf und zu. Sie schenkte fleißig Kaffee aus, befüllte selbstmitgebrachte Thermobecher, verpackte belegte Brötchen und Gebäck und versprühte ihre gute Laune, mit der sie ihre Stammkundschaft im Laden hielt.

Ich verabschiedete mich von Lisa und kaufte nebenan bei Karl ein frisches Brot und im Dorfladen ein paar Tomaten und eine Packung Käse, damit ich heute Abend auf eine größere Auswahl als Pizzareste zugreifen konnte. Da ich heute im Home-Office arbeiten konnte, würde ich das Haus nicht mehr verlassen.

Zuhause räumte ich die Einkäufe weg und kümmerte mich um meine Katzen. Danach übte ich eine Stunde lang die Stücke für unseren Auftritt und wechselte hinterher an meinen Computer. Ich hatte noch eine halbe Stunde Zeit, bevor ich mit Arbeiten beginnen musste. Also öffnete ich mein kostenloses Grafikprogramm, schob das professionell geschossene Foto von Maja, Malu und mir ein wenig auf der Arbeitsfläche mit dem dezent pinken Hintergrund hin und her, bis ich zufrieden war. Dann änderte ich die bereits vorhandenen Daten auf das bevorstehende Konzert in einer Woche und druckte es aus.

Zwar war ich damit etwas spät dran, aber ich könnte in meiner Pause nachher noch einmal zu Malu düsen und ihr ein paar Ausdrucke geben, die sie dann im Ort verteilen könnte. Wenn ich mich dazu noch aufrufen würde. Oder ich bat Malu, sie noch abzuholen. Schnell schickte ich ihr eine Nachricht.

Als ich mit dem Layout zufrieden war und nochmal alle Daten überprüft hatte, druckte ich das Poster aus.

Immer noch zehn Minuten Zeit. Ich öffnete das Foto von Lores Adressanfrage auf meinem Smartphone und starrte es eine Weile an. Die Sekunden zogen sich zu einer halben Ewigkeit, bis ich mir einen Ruck gab und die Adresse auf der Einwohnermeldeamtsseite des Bundes aufrief. Dort fand ich ein Formular, in das ich Noahs letzten bekannten Wohnort eintippte. Er hatte in Giesing gelebt, das lag in der Nähe von München. So weit hatte es ihn von uns fortgezogen, ganz ans andere Ende des Landes.

Aber nach dem, was ihm passiert war, musste es mich eigentlich wundern, dass er das Land nicht ganz verlassen hatte.

Mit klopfendem Herzen fragte ich mich, ob ich gewappnet dafür war, mit ihm in Kontakt zu treten. Inzwischen stand ich über unserer Trennung, aber es hatte mich so unglaublich viel Zeit und Kraft gekostet, sie zu überwinden. Schon das Foto von uns, das Anna gestern gefunden hatte, hatte mich wieder aus dem Konzept gebracht. Ich hatte Beziehungen geführt, nachdem er fort war. Aber keine war so wie unsere gewesen.

Lore braucht ihn, schoss mir Malus Mahnung durch den Kopf. Ich klickte auf den Button zum Versenden der Anfrage und schloss sofort das Browserfenster.

Mit einem Blick aufs Handy sah ich zufrieden, dass Malu die Ausdrücke abholen würde. Anschließend gab ich Mama Bescheid, dass ich Lores Wäsche ins Krankenhaus gebracht hatte, und startete alle Programme, die ich für einen Tag Arbeit im Home-Office brauchte.